

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 28

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 28
XVI. Jahrgang
1926

Bern
10. Juli
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Der Reisebecher.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Gestern fand ich, räumend eines
langvergeßnen Schrankes Fächer,
Den vom Vater mir vererbten,
meinen ersten Reisebecher.
Während des ich, leise singend,
reinigt ihn vom Staub der Jahre,

War's, als höbe mir der Bergwind
aus der Stirn die grauen Haare,
War's, als dufteten die Matten,
drin ich schlummernd lag versunken.
War's, als rauschten alle Quellen,
draus ich wandernd einst getrunken.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Huggenberger.

Der Sollberger mußte zuerst ein wenig verschaukeln. Dann sah er sich ärgerlich nach allen Seiten um und kam hierauf scharfen Schrittes durch das Runkelfeld geradenwegs auf Sabine zu.

Wo der Apfelschelm hingekommen sei, fragte er barschen Tones. Und wie er heiße. Sie werde darüber wohl Bescheid geben können.

Sabine tat so unschuldig als möglich. Sie habe vorhin allerdings einen mittelgroßen Buben quer über die Neder nach dem Zeltholz hinüberrennen sehen. Aber sonst wisse sie nichts; sie habe immer da Hans gezogen.

„Bind' mir keinen Bären auf“, entgegnete der Bauer überlegen. „Wo ist denn der Guggenvogel hingekommen, der wo dem Schlingel vorhin das Zeichen gegeben hat?“

Sabine mußte sich gar nicht besinnen. Sie habe wirklich den Rukuck auch rufen hören, irgendwo im Föhrengehölz. „Oder es könnte auch ein Kamerad von dem Apfelschelmi gewesen sein“, verbesserte sie sich rasch, da ihr einfiel, daß um diese Jahreszeit ein Rukuck weit und breit nicht mehr zu sehen war.

„Du bist eine Hex', ich merk' es schon“, sagte der Sollberger nachdenklich, indem er sich mit der knöchernen Hand den graugesprenkelten Bodbart glattstrich. „Ich frag' jetzt dich aber zum andern Mal. Ich frag' dich: Willst du freiwillig bekennen oder soll ich dir Beine machen?“

Sabine merkte, daß es ernst galt. „Ich kann aber doch nichts bekennen, wenn ich nichts weiß“, bettelte sie mit nicht übelgeratener Verstellung. Dabei rannen ihr die hellen Tränen über die Wangen. Im Verstohlenen spähte sie nach dem Birnbaum hinüber. Wenn Heinrich jetzt nur nicht durch

eine vorwitzige Bewegung alles aufs Spiel setzte oder gar aus Besorgnis um sie kurzerhand hervortrat! Sie wußte fast mit Bestimmtheit, daß er so etwas in diesem Augenblick bei sich erwog.

Der Sollberger wurde ungeduldig. „Ich hab' keine Zeit, ein langes Verhör mit dir anzustellen“, meinte er. „Es wär' mir überhaupt zu dummi, so etwas. Aber das sag' ich dir: Wenn du nicht ausrückst, so zahl' ich den Lohn für den Lümmel dir aus. Im andern Fall geschieht dir nichts.“

Sie schwieg verstödt. Der Bedränger stand mit drohend erhobenem Zeigfinger dicht vor ihr. Aber auch die Furcht vermochte ihren Trost nicht zu brechen. „Ich weiß nichts, und ich weiß nichts!“ stieß sie zuletzt unter heftigem Schluchzen hervor.

„Du bist eine Hex“!, bestätigte der Bauer fast gelassen. Er holte langsam aus und gab ihr ein paar Ohrenfeigen; seine Hand zögerte dabei, als ob er sie nicht ganz in seiner Gewalt hätte. „Eine Hex' bist du!“ wiederholte er nochmals und ging dann seiner Wege.

Sie stand regungslos mit zerzausten Haaren und sah ihm, ohne den Kopf zu drehen, schielenden Blides nach. Sowie sie sich vor ihm sicher fühlte, lichtete sie leise in sich hinein.

Drüben streckte Heinrich vorsichtig verhoffend den Kopf hinter seinem Baumversteck hervor. Sie winkte ihm mit einer scharfen Handbewegung ab; dann schlich sie leisen Ganges dem Hanfädlein entlang, um sich von dessen Echomarze aus zu überzeugen, ob der Sollberger sich wirklich nach Kasparshub hinunter verzogen würde.

Als sie in die Hanfstube zurückkam, hatte sich Heinrich bereits auch wieder dort eingefunden. Die beiden standen sich eine Weile schweigend gegenüber. Heinrich schnitt ein schwerverdrießliches Gesicht. Sabine, die ihre Haare inzwischen wieder zur Not in Ordnung gebracht hatte, mußte immer wieder lachen, wenn sie ihn ansah.

„Es ist nicht zum Lachen“, meinte er endlich ungehalten, mehr zu sich selber als zu ihr redend. „Du denkst jetzt doch etwas von mir. Und es ist auch so, ich bin ein Hosenpfößl! Ich hätte das nicht leiden, ich hätte hervorkommen und alles auf mich nehmen sollen.“

„Das hätte jetzt gerade noch gefehlt!“ gab sie vergnüglich zurück. „Deswegen hätt' ich meine Nüsse doch gekriegt. Und gestorben bin ich eineweg nicht daran. Bei dir hätt' er dann schon anders ausgezogen! Der hat gewiß gemeint, ich sei von Glas.“

Er setzte sich auf einen Hanfbosken und versiel in schwerfälliges Nachdenken.

„Weißt du, was ich hinter meinem Baum gedacht habe?“ fragte er nach einer Weile, ohne sich nach ihr umzublicken.

Sie besann sich ein wenig. „Ich hab' doch nicht durch den dicken Stamm hindurch in dich hineinsehen können!“

„Muß ich dir's sagen?“

Er richtete sich etwas auf. „Ich hab' bei mir gedacht: Wenn die groß ist, heirat' ich sie.“

Sie mußte hell herauslachen, tanzte ein paarmal im Kreise herum und klatschte dabei in die Hände. Dann kam ihr von ungefähr das Igelvolk in den Sinn. „Seh — nun haben wir ja die Stachelröde vergessen!“ rief sie ganz unvermittelt.

Beide fingen sogleich an, in allen Winkeln und Gängen nach den Gefangenen Umschau zu halten. Aber die hatten die gute Gelegenheit benutzt, ohne Abschied zu verduften. Sabine ärgerte sich zuerst ein wenig, setzte sich aber bald über den Verlust hinweg mit dem wohlfeilen Troste: „Die sind jetzt zu Tod froh, daß sie dem Riesenmann und der Riesenfrau aus den Klauen sind.“

Heinrich besann sich nun darauf, daß um vier Uhr die Schwester Annette auch aufs Feld komme. „Jetzt müssen wir aber in unserem Ackerlein anfangen“, entschied er bestimmt. „Und fest ins Zeug legen dürfen wir uns, wenn's keine Schelte geben soll.“

Beide machten sich sogleich ans Werk, die von Heinrich in so ungeschickter Weise angefangene Arbeit mit besserem Erfolg weiter zu führen. Um schneller vorwärts zu kommen, verzichteten sie auf Sabinens Vorschlag auf einen Stubenbau. Heinrich machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihr während der Arbeit einige der von seinem Vater übernommenen Rasparshuber Anedoten zu erzählen, die sie alle sehr gelungen fand. „Weißt du was“, meinte sie einmal dazwischen, „wenn aus dem Spaß ein Ernst wird, dann kehren wir an der Hochzeit mit allen Gästen im Adler in Rasparshub ein und bestellen einen Schafbraten.“

„Ja, das machen wir“, versprach er großartig. „Das ist eine gute Idee.“

Darauf schafften sie wieder miteinander um die Wette und hatten mehr als die Hälfte des schmalen Streifens niedergelegt, als Annette die Bodenstraße herauftaumelte, wäh-

rend von der anderen Seite her eben auch die Zelteggbäuerin mit ihrem Jüngsten im blauen Zainenwagen anrückte.

Die Kinder wurden um ihres Fleisches willen belohnt. Sie bekamen beide ihr Abendbrot, das sie sich in ihrer lauschigen Stube gemächlich schmecken ließen. „Ein paar Hanfäpfel wären halt schon nicht zu verachten, so nach dem trockenen Brot“, meinte Sabine einmal. „Aber nicht solche, die auf einem Feigenbaum gewachsen sind.“

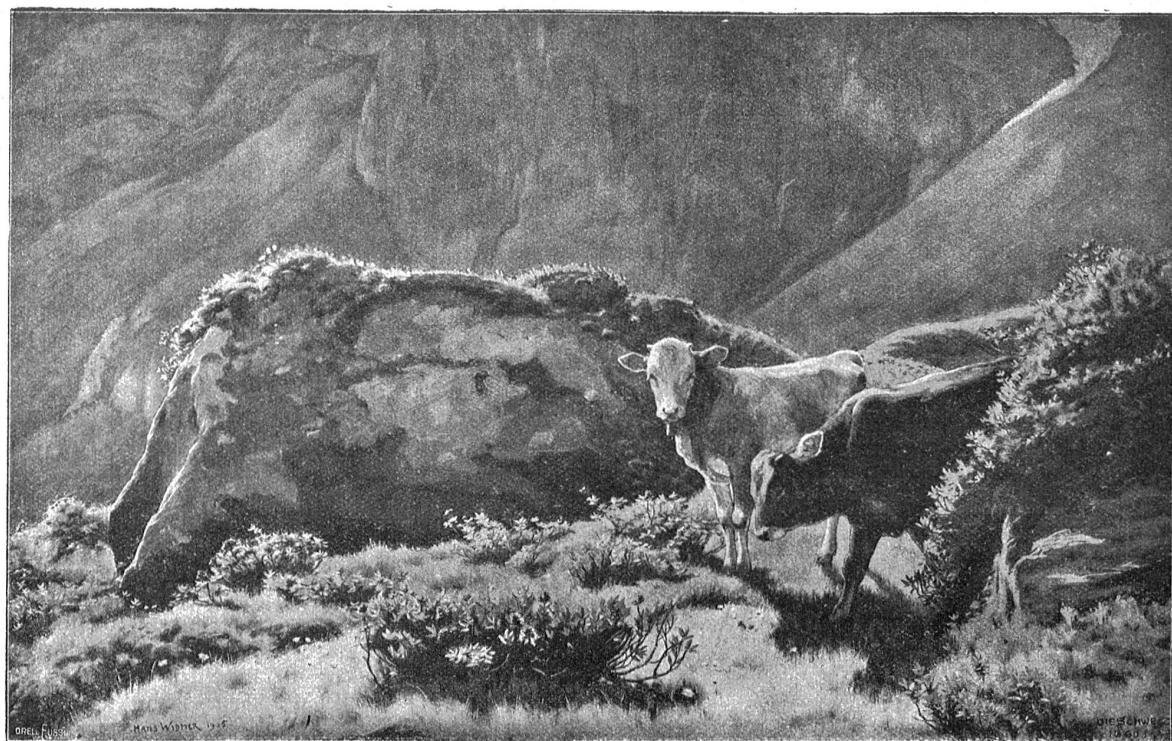
Leider ging es nachher mit der Herrlichkeit der Hanfstube bald zu Ende. Als der Abend heraufzog, stand auf den beiden Ackerlein von den stolzen Hanfmauern kein Stengel mehr, worüber Sabine wieder auf Augenblitze ein wenig traurig wurde. Vor dem Heimgehen stellte ihr Heinrich drei schöne gelbe Hanfäpfel zu, die er, während sie sich am Wägelchen mit dem Kinde abgegeben, durch einen entschlossenen Streifzug nach der Beekenwiese hinüber an sich gebracht hatte. Sie dankte ihm mit einem sehr lieben, verschwiegenen Blick, aus dem er nicht gleich klug werden konnte, und der ihm nachher noch lange heimlich zu schaffen gab.

Drittes Kapitel. Bon Erziehungserfolgen, einer Schneeballenschlacht und einer kleinen Untreue.

Heinrich war im stillen darüber enttäuscht, daß Sabine in den nächsten Tagen nie mit einem Wort auf das Erlebnis auf dem Zeltboden zurückkam und sich auch sonst weniger als je um ihn zu kümmern schien, wogegen er selber, unter einem neuartigen, wunderlichen Zwange stehend, sich sogar während der Schulstunden oft im stillen mit ihr beschäftigte und verstohlen auf sie acht gab. Dabei wuchs das Angenehme in ihrem Wesen unvermerkt ein wenig in sein Herz hinein. Er begann die merkwürdige Wahrnehmung zu machen, daß ihm etwas fehlte, wenn sie am Mittwoch vormittag in der Arbeitsschule saß und ihr Platz auf der dritten Bank neben dem runden grün bemalten Eisenpfosten leer war. Gewissenhaft bemühte er sich, das kleine braune Mal auf ihrer Wange zu übersehen, und auch der Umstand, daß sich ihre kurzen Krauszöpfe nie an ein geordnetes Dasein gewöhnen wollten, tat seiner kleinen Neigung keinen Eintrag.

Einzig ihre Vergeßlichkeit bezüglich seines neuen Merknamens verdroß ihn ein wenig, obgleich er sonst verhältnismäßig leicht darüber hinwegkam, daß dieser Name sich mit zäher Beharrlichkeit an ihm festhängte, so zwar, daß er im kurzen bei der Dorfjugend nicht mehr anders hieß als „der dritte Heinrich“, oder einfach „der Dritt“.

„Du brauchst das nicht auf die hohe Achsel zu nehmen, auch für später nicht“, beruhigte ihn der Vater mit schlauer Überlegenheit, so oft sich Heinrich im Anfang wegen des Übernamens bei ihm beklagte. „Im Gegenteil, als einen richtigen Glücksfall darfst du das ansehen. In einem Dorf, wo fast der zweite Mann Lenz heißt, muß doch notwendig jeder seinen Merks haben, und du kannst Gott danken, daß du so gut weggekommen bist. Meinst du, der Raibenlenz und der Kälblibabettleinrich oder der Wassermilchheiggel möchten nicht alle fürs Leben gern „der Dritt“ heißen? — Damit will ich nicht gesagt haben, daß du dem, der dir den Übernamen angehängt hat, nicht für alle Zeiten dran denken sollst.“



H. Widmer. — In den Alpenrosen.

Dieser regelmäßig wiederkehrende Schlussakk von Martis verständigen Vorstellungen verfehlte seine Wirkung bei Heinrich am wenigsten. Es kam in der Folge oft vor, daß er dem Lehrer, rein nur um ihn zu ärgern, eine Antwort schuldig blieb. Oder er verzerte die neuen Schulbänke heimlicherweise mit stattlichen Tintenflexen, deren keinem die übliche Strahlenkrone fehlen durfte.

Mit dieser Sache konnte er dem Lehrer den allergrößten Verdruß bereiten, denn er war mit einem fast krankhaften Reinlichkeitsgefühl begabt und geriet jedesmal fast außer sich, wenn ihm eine neue Schändung der schön lackierten Bänke vor Augen kam. Und die helle Verzweiflung war auf seinem Gesicht zu lesen, als der Schulpräsident Kleiner bei einem Schulbesuch die anzügliche Bemerkung machte, die alten Schulbänke hätten anscheinend die Tinte weniger gut angenommen. Oder der Schulmeister Hefti habe vielleicht während der Schulzeit nicht so oft nach dem Wetter und nach den Straßengängerinnen gesehen. Damit wollte er natürlich nur darauf anspielen, daß der Lehrer Rebmann hin und wieder durchs offene Fenster mit der Amalie Wenk, mit der er versprochen war, ein paar Scherzworte tauschte. Denn der Präsident Kleiner hätte auch ein Eheglück zu vergeben gehabt, und der Umstand, daß seine Tochter dem Herrn Rebmann nicht gut genug gewesen war, brachte es mit sich, daß man über dessen erzieherische Fähigkeiten in gewissen, dem Kleiner nahestehenden Kreisen abschäzig urteilte. —

Beim nächsten Besuche machte Kleiner, der es in erster Linie auf die fatalen Kläre abgesehen, die sich inzwischen zu seinem Vergnügen wieder um einige gelungene Exemplare vermehrt hatten, die knappe Bemerkung ins Schultagebuch: „Mehr Reinlichkeit erwünscht“, worauf der ganz aus Rand und Band geratene junge Lehrbesliffene die Unbesonnenheit

beging, das betreffende Blatt aus dem Tagebuch herauszureißen.

Diese Untat brachte ihm unendlich viel Scherereien und Verdruß. Die Partei des in der Person seiner Tochter hintangesehnten Schulpräsidenten ließ es fast bis zu einer gewaltsamen Versehung des Lehrers kommen. Heinrich bedauerte ihn wohl darüber im stillen; immerhin glaubte er, an sich die Beobachtung machen zu können, daß ihn der Merkname jetzt lange nicht mehr so sehr ärgere wie im Anfang.

Von da an stellte er seine malerische Tätigkeit ein. Es geschah auch nicht so sehr aus berechnender Bosheit gegen den Lehrer, als vielmehr aus einem gewissen knabenhafsten Drang nach gewagten Schlingeleien heraus, daß er einmal anlässlich eines Schulbesuches des Pfarrherrn Reich von Schonen eine einfache Rechnung an der Wandtafel geflissentlich falsch löste, was dem Lehrer eine schonende Bemerkung über die zweifelhaften Vorteile einzelner neuer Lehrmethoden eintrug.

An diesem Abend wurde Heinrich auf dem Heimwege ganz unerwartet von Sabine Bucher zur Rede gestellt.

„Du hättest die Rechnung gekonnt, ich weiß es!“ sagte sie ohne jede Einleitung, hastig und mit großer Eindringlichkeit.

Seine Antwort war zuerst nur ein verschmitztes Lächeln. „Wohl möglich, daß ich sie gekonnt hätte“, gab er dann boshaft zu.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Pflicht, gelübt mit festem Herzen,
Bleibt allein auch ewig treu;
Sie allein heilt alle Schmerzen,
Sie allein macht Menschen frei.

v. Geuchtersleben.